

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahresabonnement 6 Fr.
Halbjahresabonnement 3
Vierteljahresabonnement 1.50 G.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Wer zwischen die erste Num-
mer nicht rechnet, wird
für das folgende Quartale als verehrt.
Abonnent betrachtet, und der
„Kolonist“ demselben dann
regelmäßig zugesandt.

Einschickungsgebühr 14 G. die
einspaltige Zeile. Bei
mehrmaliger Wiederholung
tritt eine Preisermäßigung
ein. — Für Abonnement
und Inserate wendet man
sich portofrei direkt an die
Redaktion.



Der Kolonist erscheint regu-
lär alle Sonntage.
Landkarten und Illustratio-
nen werden, von Zeit zu Zeit
als Gratisbeilagen mitgege-
ben.

Wahrheitsgetreue Original-
briefe und belehrende Auf-
sätze über Amerika; franco
an die Redaktion gesandt
finden jedwergzeit unentgeltliche
Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik
fremd, nur den Zweck ver-
folgt, allen schweizerischen
Auswanderern nützlich zu sein,
so bittet die Redaktion um
möglichste Theilnahme zu
vielfältiger Verbreitung. Bei
genügsamer Abonnentenanzahl
würde derselbe denn auch
ohne Preisermäßigung wö-
chentlich zweimal erscheinen.

Nr. 30.

Bern, Sonntag den 18. Dezember.

Dritter Jahrgang. 1853.

Für Auswanderungslustige.

(Schluß.)

„Müller-Künste. Alles was die Herren Müller ausführen
können, führen sie mit Kunstfertigkeit aus; deshalb nenne ich ihr Ge-
schäft „Kunst“ und sie „Künstler.“ — versteht sich im ebenen
Sinne des Wortes! — Wer sich einmal mit ihnen eingelassen, löst
ungehört nicht mehr von ihnen fort. Und Menschenkenntnis haben
sie, daß der erste Psychologe noch von ihnen lernen könnte. Es gibt
verschiedene Arten dieser Menschengattung: Erste Art, die Bureau-
Müller; zweite Art, die Wirtschaft-Müller (Wirtschaftsleute); dritte
Art, die Privat- oder Gelegenheits-Müller. Zu der letzten Art ge-
hört beinahe Havres ganze Einwohnerschaft. Diese Müller in Havre
sagen dann Euch: „Waren, Gewehre, Handschuhe sind ungeheuer
theuer in Amerika. Wenn Ihr solche mitnehmt, so könnt Ihr wenig-
stens 100 Procente darauf gewinnen.“ Und der arme Auswanderer,
der hiesel keine Halle sieht, läßt sich fangen und kauft, w. u. er nicht
weiß, daß es dem Müller nur um seine Kommissionsgebühren zu thun
ist; denn ein Müller erhält für jede Uhr oder jedes Gewehr vom
Kaufmann eine Kommissionsgebühr von 5 Franken. Gütet Euch vor
solchen Einflüssen! Bares Geld ist für Euch vortheilhafter in Amerika,
als schlechte Waare, die Ihr nur mit Schaden wieder verkaufen könnt.“

„Das Müllerwesen oder vielmehr Unwesen ist in New-York viel
mehr ausgebildet und viel gefährlicher als in Havre, und ich kann
den Auswanderern nicht scharf genug die Worte zurufen: „Hütet
Euch vor jedem Müller.“ Sehet, der gewöhnliche Kunstgriff der
Müller, durch welchen sie Einwanderer glauben machen wollen, daß
sie als besonders bevorrechtigte Rathgeber für sie „angekühlt“ seien,
besteht darin, daß sie ihnen einen Schild zeigen, welchen sie entweder
in der Tasche oder am Körper tragen und auf welchem die Worte
stehen: „Besugter Emigrantenmüller,“ das heißt aber eben nichts
weiteres, als sonnenblinder Müller, — ein Titel, der keine Bedeu-
tung hat. Diese Müller sind meistens Deutsche, auch einige Schweizer
sind leider unter ihnen. Sie reden Euch in Eurer Landessprache an,
begreifen Euch auf's herzlichste und freundschaftlichste, bieten Euch
scheinbar ganz unentgeltlich und uneigennützig ihren Rath und Bei-
stand an; aber haut nicht darauf; denn es stecken nur Spitzbäbereien
dahinter. Ich sehe leider alle Tage, so oft ich nach New-York
komme, wie die verdamnten Kerle die armen Einwanderer hernehmen
und ausaugen.“

„Es ist traurig, mit was für geringen Mitteln die Leute oft von
Hause abreisen, wie leichten Muthes sie ihre Zukunft ansehen. Ich

hätte schon in Havre gespürt und gesehen, was für eine Masse armer
Leute da waren, welche nach Amerika reisen sollten; auf der See
erfuhr ich vollends, daß mehr als 100 Personen auf dem Schiffe
besaßen, denen keine 10 Franken mehr für Amerika übrig blieben.
Daran fand der tolle Drang, um jeden Preis nach Amerika zu gehen,
und der glatte Schuld, mit dem ersten Schritte auf dem Boden der
neuen Welt finde man gleich Arbeit und Verdienst. Leider war ich
es sagen, daß jene von Geld Entbehrten meistens solche Unwissen-
linge waren, die von ihren Gemeinden für die Reise ausgespart wurden.
Da sollte sich der Staat in's Mittel legen und es verhindern, daß Ge-
meinden sich ihrer lästigen und untauglichsten Glieder auf solche Weise
entledigen, ohne die nöthigen Vorkehrungen zu deren vollkommenster
Versorgung getroffen, v. d. ohne dafür gesorgt zu haben, daß die
selben jenseits mit hinreichenden Mitteln ankommen, um sich nach
ihrem Bestimmungsorte im Innern begeben oder wenigstens eine Aus-
stellung abwarten zu können. Denn sonst überliefert man die Leute
dem bittersten Elende, gegen welches dasjenige, welches sie vielleicht
in der Heimath erduldeten, ein Herrenleben war. Die meisten der-
jenigen, welche dennoch reisen, obgleich sie wissen, daß ihnen nach der
Befreiung der Reiseflosten nichts mehr bleibt, trösten sich mit dem
Wahne, in New-York alsbald Arbeit zu finden, um dann später in's
Innere gehen zu können. Allein man merke sich's wohl: In New-
York finden, außer weiblichen Diensthöten, selten Auswanderer auf
der Stelle Arbeit. Wenn solche Auswanderer nun zufällig im Winter
ankommen, wo sie keine Feldarbeit finden können, wo der Kälte wegen
oft die Eisenbahnbauten eingestellt werden müssen, so heißt ihr
Leben Untergang, Untergang durch Hunger und Obdachlosigkeit.
Niemand sollte nach Amerika reisen, ohne so viel Mittel zu haben,
um von der Hafensstadt aus, in welcher er ankömmt, noch eine Strecke
Wege — je weiter je besser — in's Innere reisen zu können. Dazu
bedarf aber ein Schweizer oder Süddeutscher wenigstens 300 fran-
zösische Franken.“

„Ich will nicht breit erörtern, wer nach Amerika auswandern
soll oder nicht. Es reise, wer streng arbeiten will und streng arbeiten
kann, wer Lebensmuth hat und einen starken Körper. Gelehrten,
Kaufleuten, Künstlern u. dgl. rathe ich zu Hause zu bleiben. Denn
Amerika ist nur das Land für Bauern und Handwerker. Fabrik-
arbeiter sollen nur dann hinziehen, wenn Gesundheit und Körperbau
sie von keiner Arbeit abhalten.“

Briefauszug.

Kolonie Blumenau, 12. April. „Liebe Eltern und Geschwister! Eueren letzten Brief vom 8. September v. J. habe ich letzte Weihnachten durch einen Einwanderer richtig erhalten, und er war das beste Weihnachtsgeschenk, das mir hätte können zu Theil werden. Nun zu meinen bisherigen Erlebnissen. Bis zum 1. d. R. war ich stets beim Dr. Blumenau, arbeitete stets mit ihm im Garten, aber mehr mit ihm am Schreibtische. Von der Zeit an, als die erste Sendung Kolonisten hier ankam, gegen Ende August v. J., bestehend in ungefähr 60 Seelen, habe ich von Zeit zu Zeit Gottesdienst gehalten. Am 1. April ging ich von Blumenau zu einer deutschen Familie, die von Blumenau's Kolonie aus 2 Stunden den Fluß hinunter wohnt, um bei derselben als Hauslehrer zu fungiren. Diese Familie heißt Deschamps, stammt aus den deutschen Theilen Frankreichs in der Nähe von Saarbrück, und ist schon seit 1826 hier im Lande. Sie ist eben so arm wie fast alle deutschen Familien hier angekommen und hatte in den ersten 3 Jahren mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die man jetzt kaum noch kennt. Sie hat aber Standhaft überwunden, und es durch Fleiß und Arbeitsamkeit dahin gebracht, daß man sie jetzt wohlhabend nennen kann. Sie besitzt 30 Hufen sehr schön gelegenen Landes in einem Städt, davon sind ungefähr 4 Hufen aufgebaut und urbar. Hieraus stehen gute, dauerhafte Wohnhäuser, fast ganz nach deutscher Bauart. Neben denselben Schweine- und Hühnerställe, Garten, Kaffee- und übrige Oekoplanzagen. Dieses alles ist umgeben von einer großen schönen Viehweide, worauf gegen 40 Stück Rindvieh, einige Pferde, Schweine, Enten und Hühner sich herumtummeln. Diese Weide ist durch einen Zaun von den eigentlichen Pflanzungen abgegrenzt. Letztere bestehen hauptsächlich in Zuckerrübe, Bohnen, Mais, Manioca u. Dieses Jahr hat sie ungefähr 600 Märis allein aus der Zuckerpflanzung durch Vereimung von Zucker und Branntwein erworben. Die Leute leben ganz sorgenfrei und nach deutschem Begriffen gut. Ich habe 4 Söhne in Unterricht, wovon der jüngste 11 Jahre alt ist; ich muß sie in den ersten Elementarwissenschaften unterrichten, da sie von Lesen, Schreiben und Rechnen noch wenig Begriff haben. Es ist das gar kein Wunder, weil ihnen die Gelegenheit zum Lernen gefehlt hat. Nebenbei verrichte ich immer noch in der Kolonie meine Funktion als Prediger. Die Kolonisten, die Blumenau bekommen, hatten einen sehr bösen Anfang, weil wir vom September bis November viel Regen hatten, so daß einige nutzlos wurden und wieder wegogen. Diefenigen aber, welche geblieben sind, bereuen es jetzt wahrlich nicht, und sind nun viel besser daran, als die Weggezogenen. Das Land, das sie haben, ist sehr gut, hat gesundes Wasser, und läßt weiter nichts zu wünschen übrig, als daß nur noch 100 Familien mehr da wohnen möchten. Die Februar- oder Herbstpflanzungen stehen ausgezeichnet, und das ist eben, was den Leuten den Muth wieder so mächtig emporgehoben hat. Wer es redlich mit den Auswanderern meint, kann wirklich nur wünschen, daß dieselben von Deutschland aus ihr Augenmerk hierher richten möchten. Ich bin nun ganz an dieses Klima und diese Lebensart gewöhnt und erstreue mich einer fortwährenden Gesundheit. Herzliche Grüße an Euch alle und laßt Euch meinerwegen nicht bange sein, denn ich lebe hier in einem Lande, wo ein ordentlicher Mensch stets sein gutes Auskommen findet. Du verlangst Wahrheit, lieber Vater, ich habe solche geschrieben. Lebt alle herzlich wohl und gebt das wieder gute Nachricht Euren

Ferdinand Oßermann,

Schullehrer aus Diergiba bei Nordhauser.

Der deutsche Handwerker in Brasilien.

Der deutsche Handwerker findet in Brasilien im Allgemeinen Anerkennung; wenn er sich indessen nicht die Stellung verschafft, die man in einem solchen Lande erwarten sollte, so liegt das theilweis in den Verhältnissen. Wir wollen diese Behauptung etwas näher beleuchten.

Der Gewerbestand fand in Deutschland seine Organisation und eigenenthümliche Stellung schon im Mittelalter, durch die Bildung von Vereinen, Gilden, Loden u. s. w. Die eigenenthümlichen Gebräuche veralteten allmählig und verloren je nach dem Geiste der Zeit, ihren

Einfluß und ihre Nützlichkeit. Das Gute, was sie gekostet, blieb, die rauben und dem Zeitgeiste zum Verlaufe des Gedächtnisses anderten sich. Der deutsche Handwerker verdrängte sich über die ganze civilisirte Erde, und so kann es nicht befremden, daß er in Frankreich, England, Rußland, Nordamerika u. s. w., überall wegen seiner Tüchtigkeit und Geschäftlichkeit Anerkennung fand. Die Ursache liegt in den noch jetzt bestehenden Gesetzen: er muß seine Lehrjahre ausdauern, er muß wandern, in fremden Ländern sich Ausbildung verschaffen; und wenn im Dialektischen Verschiedenheit zwischen Süd- und Norddeutschen stattfindet, in ihrem Hause gibt es keine andere, als die sich auf die Einzelnen bezieht, welche sich mehr oder weniger durch Geißt und Intelligenz auszeichnen. In allen Städten und Flecken bestand und besteht noch eine Art von Konstitution für jedes einzelne Gewerbe unter sich, die es dem einzelnen Ankommenden leicht ermöglicht, über den Zustand seines Geschäfts an Ort und Stelle genaue Auskunft zu erhalten; er findet in den bezeichneten Werkstätten die Anzahl der Gewerbetreibenden aufgezeichnet, die daselbst Reibungen machen, wenn sie Gehälften brauchen; es bestehen Unterstützungskassen für den Bedürftigen; der Erkrankte findet Pflege in den Hospitälern, kurz, ihm ist die Heimath in etwas ersetzt und gleich Beschäftigte haben gleiche Berechtigungen unter sich.

Ein solches Verhältnis kann in Brasilien nicht bestehen; die emigrierten Handwerker sind zerstreut, auf sich selbst beschränkt, und so kann es nicht befremden, daß sie kein kompaktes Ganzes bilden und in gewissen bestehenden berechtigten Anhaltspunkt und Schutz finden. In den See- und Handelsstädten könnte aber dem etwas abgeholfen werden, es fehlt nur der rechte Impuls, um sich nationaler enger an einanderzuschließen. Man könnte z. B. in Rio de Janeiro einen „Bildungs-Verein“ begründen, nach Muster derer, die gegenwärtig in fast allen größern Städten Deutschlands, selbst in London unter den Deutschen bestehen. Die Statuten sind in ihren Hauptgrundsätzen überall dieselben. — Jeder Handwerker, der Aufnahme will, findet sie, nachdem der Verein darüber befragt ist. — Alle wählen einen Präsidenten, Kassensführer, Protokollisten u. s. w. Es besteht ein Lokal, wo sie täglich hinkommen, an gewissen Tagen aber ihre Versammlungen halten können. Der Zweck ist Belehrung und Unterhaltung. Es besteht eine Bibliothek, die jedem Gelegenheit gibt, sich auszubilden. — Es wird unentgeltlich Unterricht erteilt über dasjenige, was in Physik, Chemie, Mathematik, Zeichnen, Geographie u. s. w. zur Bildung eines praktisch thätigen Lebens und zur Vervollständigung der einzelnen Gewerbe nöthig ist.

Die Ausgaben werden aus dem Fond bestritten, der sich durch die Beiträge der Mitglieder bildet. Einzelne Bestimmungen, die sich nach den Verhältnissen regeln, können nur von der Gesamtheit ausgehen.

Wenn sich auf diese oder ähnliche Art hier in Rio de Janeiro die deutschen Handwerker vereinten, so würden sie sich selbst zu einer Achtung gebietenden Stellung bringen und segensreich auf ihre Gegenwart und Zukunft wirken. Ein solcher Verein würde überall im Lande Nachahmung finden.

Die Bildungs-Vereine der Handwerker in Deutschland in den größern Städten stehen unter sich in nächster Verbindung; tritt nun ein solcher Verein hier in's Leben, und setzt sich derselbe mit einigen der im Vaterlande bestehenden in Korrespondenz, so erwächst daraus ein doppelter Vortheil. Dem Vaterlande wird über den hiesigen Zustand der einzelnen Gewerbe Aufklärung, für Auswanderungslustige ein unerschöpflicher Nutzen, und dem Handwerker hier werden die Fortschritte und neuesten Verbesserungen der Gewerbe im Vaterland bekannt.

Vielleicht findet sich bald Gelegenheit, über Zustand und Bedeutsamkeit der Gewerbe und Fabriken hier in Rio de Janeiro zu sprechen.

G. F. Bäsch.

Glückliche Resultate des Bergueiro'schen Kolonisations-Systems.

Wenn die Associationsverträge mit den Kolonisten von einigen Don Quirots, denen nicht das wahre Wohl ihrer Landsleute, um so mehr aber ihr eigenes Interesse am Herzen liegt, in deutschen wie in hiesigen Blättern so sehr angefeindet worden sind, so dürfte wohl

der gegenwärtige Auszug aus der „Revista Commercial“ in Santos genügend beweisen, wie höchst ungegründet und falsch die Behauptungen bezüglicher Speculanten sind, und klar einleuchtet, daß sie nur mit dergleichen Aufstellungen ihr eigenes Ich emporheben wollen:

„Von denjenigen armen rheinheftischen Auswanderern, welche im Jahre 1847 von Hamburg auf die Fazenda Ibeaba, den Herren Bergueiro angehörig, abgeschickt, und zur Zeit als verkaufte Sklaven angedeutet wurden, sind zwanzig Familien bereits aus der Kolonie ausgetreten, nachdem sie alle gemachten Schulden in den ersten vier Jahren bezahlt hatten, und haben mit dem in der Kolonie verdienten Gelde ein großes Stück Land im Distrikt Campinas, von $\frac{1}{2}$ Legoa Breite und $1\frac{1}{2}$ Legoa Tiefe für den Preis von 6:000 Rthl. 000 gekauft, worauf sie alsbald 2:000 Rthl. 000 einzahlten.“

„Dieses Stück Land hat also einen Flächeninhalt von $\frac{2}{3}$ Quadratmeilen oder 6,750,000 Quadratbracen; unter 20 vertheilt, wird jede Familie ein Grundguthum von 337,500 Quadratbracen erhalten.“

Dieses Factum bringt uns die Fragen auf: — Wie läßt sich dies mit der Opposition vereinigen, die dem Associationssysteme gemacht wird, und von dem man sagt, „es habe zum Zweck, in den Plantagen die Sklaven durch deutsche Kolonisten zu ersetzen, indem man sie nur als gewöhnliche Tagelöhner dort anstellt?“

Wer ist wohl mehr Sklave, derjenige der Tag und Nacht arbeitend, dennoch vor Hunger umkommt, weil er nichts verdient; oder derjenige, der in aller Bequemlichkeit die Früchte eines Fleisches genießt, und sich im Besitz eines schönen Grundstückes befindet? „Der Deutsche verdient in Brasilien in zwei Jahren mehr, als in seinem Vaterlande in seinem ganzen Leben.“ Es sind diese Worte eines Kolonisten von St. Leopoldo; — und das hier gegebene Factum beweist genau die Wahrheit dieser Behauptung.

(Deutscher Beobachter aus Rio de Janeiro.)

Bundes aus dem Glaspalast in Newyork.

IV.

Ueberhaupt sind die „Kunstwerke,“ welche Italien geschildert hat, zum bei weitem größern Theile von so untergeordneter Art, daß man bloßwells versucht wäre, zu glauben, die Einsender hätten sich nur ein Späßchen machen und den Kunstverständ der Yankee auf eine — freilich entsehrlich blumpe — Probe stellen wollen. Die Gemälde lebender Maler, die hier aus,ehängt sind, stehen mit wenigen Ausnahmen unter aller Kritik. „Die Schlacht von Tiguano,“ ein 12 bis 16 Zoll großes Schlachtbild, in welchem Kaiser Barbarossa im rothen Purpurmantel und mit einer blauen goldenen Krone auf dem Kopfe (!) so eben im heißesten Kampfgetümmel vom Pferde gefallen ist und das Maul zum Brüllen aufreißt, als ob er schon an dem Spieße säße, den ein Malländerkrieger gegen ihn erhebt; diese elende, wahrhaft freche Farbenmischerel, sowie nachher die 1848er Revolution in Palermo (16 bis 22 Zoll) lassen sich nur mit den „schönen bunten Bildern, Neu-Kuppin, zu haben bei Gustav Kuhn“ vergleichen, die auf deutschen Jahrmärkten zu 6 Pfennigen der Bogen feilgeboten werden. Ihnen gegenüber hängen Bilder von mannhaften Kittern, garten blondgelockten Fräulein und rothblutigen, rothhängigen Wöschgen, die etwa als Illustrationen zu Leibrosen'schen Romanen passen würden. Sie sehen aus wie die lithographirten Theaterfiguren, welche Schulknaben mit wahnwitziger Verschwendung von Zinnober, Indigo, Gummi und Karmin „austuschen.“ Und diese Schmelzpinselarbeiten, deren Werth sich höchstens nach dem Ellenmaße der dazu verwendeten Leinwand bemessen läßt, kommen aus dem Vaterlande der Raphael, Michel Angelo und Correggio. Etwas, aber nicht viel bessere Leistungen finden sich unter den italienischen Bildhauerarbeiten, doch sind unter denselben keine großen in die Augen springenden Werke und wir würden uns für diesmal ja wohl verlieren, wollten wir auf die einzelnen Kleinigkeiten eingehen.

Wir erwähnten neulich einer Bronzegruppe, welche nach der Nordseite der Rotunda zu, der Amazone gegenüber steht. Es ist ein Indianer zu Pferde, im Kampfe mit einer Riesenschlange. Das Ungeheuer, dessen glatte schleimige Haut mit einer Naturwahrheit nachgeahmt ist, daß man sich scheut, sie zu berühren, hat mit ihren Ringen bereits den Rumpf des Pferdes umstrickt und fesselt das linke Bein des Reiters; unter dem Halse des auf seine Hinterfüße gesunkenen

Pferdes hervor streckt sie den Kopf vor, reißt den Rachen gähnend auf und scheint eben im Begriff, den tödtlichen Biß zu thun. Der Reiter, der in dieser schauerlichen Situation eine Nuße der Verzweiflung an den Tag legt, die freilich etwas Ähnlichkeit mit holländischem Blegema hat, spannt den Bogen und ist eben daran, den rettenden Pfeil dem Unthier in den Rachen zu treiben. Das Ganze ist trefflich gehalten, daß aber der Gesamteindruck davon nicht ein so fröhlicher, lebendiger, erwärmender sein kann, als bei der Amazone, liegt schon an dem dargestellten Gegenstande. Dort eine wilde Bestie, die in Kühnem, sagenartigen Sprünge sich dem Gegner angeheftet hat, ein Ross, das in kraftvollem Versuche den Gegner abzuschnülein, die ganze Pracht und Fülle seines herrlichen Gliederbaus zeigt, endlich ein junges, blühendes Weib, in dessen Formen, Kraft und Anmuth in wunderbarer Schönheit gepaart sind, während das Auge die gewaltigsten Affekte ihrer Seele wiederstrahlt; — hier von alle dem das Gegentheil: ein nur elektrisches, widerliches Gewürm, in dessen ebenmäßiger Schuppenhaut sich nirgends eine Spannung, nirgends der äußerliche Abdruck innerer Kraftanstrengung zeigt; ein Pferd, das schon den Kampf aufgegeben, den es nicht mit einem seiner würdigen Gegner zu führen hatte; endlich die Gestalt des Indianers, dessen Betrachtung der Gefahr sich nur in der Form abstoßender Gleichgültigkeit zeigt. In alle dem liegen nicht viele Anhaltspunkte für das Balken künstlerischen Genies, und in dem Maße als das Gebilde sich der Wirklichkeit nähert, verliert es an idealem Werth. „In der Kunst ist das Schöne immer wahr, aber das Wahre nicht immer schön.“ — Doch wenigstens hat der Künstler in dieser Weise gehandelt, daß man sich genügt fühlen kann, den Mißgriff in der Conception zu übersehen. Als Gegenstück zur Amazone mag die Gruppe immerhin dienen. Der Eindruck den sie hervorruft, ist der des kalten Entsetzens, graffen Beklemmung, während das Amazonenbild Kühnem, feurigen Kampfeslust hervorgerufen vermag. Es bliebe noch übrig, eine Bemerkung über die Aufstellung der Gruppe zu machen. Diese konnte beim besten Willen nicht schlechter sein. So niedrig ist das Piedestal, daß der Kopf des Beschauers sich in gleicher Höhe mit dem des Pferdes und Schlange befindet, und die eigentliche Aktion unterhalb der horizontalen Gesichtslinie vor sich geht. Das ist ein unverzeihlicher Fehler. Das Best steht aus, wie ein Sopha mit abgedrohenen Beinen. Es müßte auf einem mindestens 5—6 Fuß hohen Unterstell stehen, um sich in würdiger, entsprechender Weise zu präsentieren.

Unweit dieser Gruppe, im nördlichen Querschiffe, finden wir ein altes Jagdbild in Bronze. Diesmal ist es ein Jäger, der von einem Panther zu Boden geworfen, sich diesen mit schon ermatteter Arme vom Leibe zu halten sucht, während von hinten sein wolkfülliger Hund der Bestie an den Kopf springt und sie zurechtzureifen sucht. Die beiden Thiere sind vorzüglich ausgeführt, die Gestalt des Jägers aber, wie seine Stellung matt und ausdruckslos. Außerdem eignet sich das widerstandlose Unterliegen nur schlecht zu künstlerischer Auffassung; es macht einen bangen, peinlichen Eindruck, vorzüglich wenn der Sieg der rohen Bestie über die edle Menschengehalt dargestellt wird. Nur in kräftiger Handlung, nicht aber in einer durchweg passiven Situation kann die menschliche Figur mit der des Thieres, das in der vollsten Anspannung seiner Kraft dargestellt wird, zu ihrem Vortheile konkurriren. — Beiläufig wollen wir doch nicht unerwähnt lassen, daß den hier ausgestellten Bildwerken nach zu urtheilen die europäische Skulptur neuerer Zeit mit besondrer Vorliebe Thiergehalten zu behandeln scheint, während der Sinn für Darstellung edler schöner Menschenbilder unter Einwirkung verschiedenartiger Affecte, mehr und mehr sich verliert und zu schablonenartigen, konventionellen Typen seine Zuflucht nimmt. Eine im östlichen Schiffe aufgestellte Dienerfamilie, ein Ker'ender Reiter, ein Oberkopf, und eine große Menge Darstellungen ähnlicher Art scheinen das zu beweisen. Der Gewinn, welchen die Kunst aus dieser neuen Manier erhält — denn nur als solche können wir sie auffassen — erscheint uns nicht weniger als unzuverlässig.

Doch müssen wir noch einige gute Werke erwähnen, an denen Nichts von der angegebenen Manier zu spüren ist. Das erste ist die im südlichen Schiffe aufgestellte Marmorgruppe von Karl Röll: „Des Sängers Fluch“ nach der Ubländ'schen Ballade. Der Alte, hoch aufgerichtet und das von gewaltigem Schmerz und Jora übergoßene Antlitz aufwärts, der Burg des Königs zugekehrt, den rechten Arm wie zum Burfe erhoben, schludert seinen Fluch vom Mädel:

und Schönheit ist, der ein schones ländliches Bild so eben todt herabgeschmettert ist. Ob für den Gegenstand die antikste Form und unbeschriebenes Pignora zugehörig waren, wollen wir unentschieden lassen. Die bezweifeln nicht, daß dem Künstler eine solche Auffassung mehr Belegende zur Bestätigung seines Talents gibt, aber bei alledem will uns scheinen, als ob der Künstler, welchen die Abland'sche romantisch-mittelalterliche Malerei paßt, ein entschieden anderer sei, als derjenige, welchen wir von der Müller'schen Marmorgruppe davon wegen.

Wenige Schritte zur Rechten finden wir eine „schlafende Nymphe“ von schönem Form. Wir wissen in dem Augenblicke nicht, wer der Künstler ist, aber das Werk ist von idealisch schöner Gestaltung und von einer Heiligkeit und Innigkeit überlassen, die uns an die herrlichsten Schöpfungen des klassischen Griechentums erinnert.

Verschiedenes.

Korrespondenz. (Auszug eines Briefes vom 5. September d. J. aus Superaguay, von Perret-Senill, früherem schweizerischen Konsul.)

Den 30. August überbrachte das Dampfboot aus Rio Janeiro die Nachricht nach Paranaqua, daß hinsichtlich dieser Theil unter Bezeichnung Provinz von Parana abgesondert von der von St. Paulo bestehen sollte, was eine Sache von Bedeutung für Superaguay sein wird. Die neue Provinz von Parana wird einen vorzüglichen Aufstellungspunkt für Europäer bilden, da die Zone, in der sie liegt, die Vorteile der besten Klimate erzeugen kann. Es ist ein Tafelland, das 2 bis 3000 Fuß über den Meeresspiegel sich erhebt, und besteht aus weiten Ebenen, mächtigen Lannenwäldern, die von großen Strömen durchzogen werden, ehe sie in den Parana ergießen und mit der Republik Paraguay, Montevideo und Buenos-Ayres vereint, Wasserstraßen bilden.

Dieser Erich Land, mit allen seinen Naturseltenheiten und Schätzen begabt, blieb bisher vergessen, weil Niemand sich dessen Einfluß annahm, was zugleich nachtheilig auf die Einwohner wirkte. Jetzt tritt aber durch das energische Einschreiten und die Betheiligung einer neuen Form diese Provinz in ein wirkendes Leben über, und werden Patriotismus und lokaler Ehrgeiz vereint hervortreten; Küstler Distrikt blieb von Sklavenarbeit frei, und sind kaum 100 Regter zwischen hier und Paranaqua heimisch, die alle eher als Offizier der Familien betrachtet werden, denen sie angehören.

Der Marktort Curitiba mit 12,000 Seelen und circa 30 bis 40 Stunden von Superaguay und Paranaqua entfernt, ist bedeutend durch das jährliche Zutreiben von 80 bis 100,000 Stück Hornvieh. Die weiten Ebenen und Triften gehalten Viehzucht, Weizenbau gedeiht ebenfalls unter den Bewohnern, die einst vertraut mit einer rühmlichen Landwirtschaft, ihn vernachlässigten und durch die Zufuhren von Mehl der Nordamerikaner beeinträchtigt wurden. Der Getreidebau kann sofort in dieser Provinz wieder aufgenommen werden, sobald er mit Aufmerksamkeit begonnen, und kein rothiges Comeniusform in die Erde geworfen wird, sondern es sei einer sorgfältigen Auswahl unterworfen bleibt.

(Beide Provinzen, Parana und St. Paul zusammen, enthalten an Flächenraum 18,500 □ Leguas (20 Leguas = 1°), 560,000 Seelen, 9 Städte, 48 Flecken und 117 Kirchspengel, so wie die Hafenstädte Paranaqua und Santos, die mit Europa verkehren.)

Herr Perret-Senill ist der unmaßgeblichen Meinung, daß Landbauer mit Familie, die 3400 Franken besitzen und in Europa keine wirkende Zukunft sich schaffen können, ihr Vermögen zu Gelde machen sollen; davon 2400 Franken für Reiseflosten à 6 Personen anwenden, den Rest, 1000 Franken, für Zahlung lebenslänglicher Zinsen abliefern, um so ein Kapital von 2800 Franken zu erborgen; in Brasilien auf einer Kolonie unweit der Meerküste sich anzubauen, sonach während Neben Jahren jährlich 400 Franken für Schuld abtragen sollen, und das bewohnte Stück Land später kaufen. Zu Ausführung dessen wird

Herr E. de Paraciel in Zürich in gewissen Fällen hälftreie Hand leisten und den besten Rath erteilen.

Algier. Die bisherigen Nachrichten über den Zustand der neuen Schweizerkolonie in Setif in Algerien sind so befriedigend, daß, wenn die Verhältnisse gleich bleiben, der Blick der Auswanderungstüchtigen von Amerika weg und nach Afrika sich hinwenden wird.

Nordamerika. Kalifornien. Die Allg. Ztg. erhält Nachrichten aus diesem Land vom 15. Oktober. — An der Tagesordnung standen, wie gewöhnlich, Diebereien und Todtschlägereien und Beispiele energischer Lynch-Justiz. Sonora brannte am 4. zum größten Theil ab, der Schaden wird auf 300,000 Dollars geschätzt, aber mit amerikanischer Leichtigkeit sofort wieder am Aufbau gearbeitet. — Mexikaner und Indianer rauben und morden nach Herzenslust an den Grenzen. Trotz alledem rühmt der Korrespondent den klaffischen Boden Kaliforniens, das Eldorado aller Freiheitsbedürftigen. — Die diesjährige Einwanderung über Land wird auf etwa 24,000 Seelen angegeben. Aus den Minen laufen die befriedigendsten Berichte ein. 2 1/2 Mill. Dollars sind mit den beiden letzten Dampfbooten abgegangen und für 4 1/2 Mill. Dollars kalifornischen Goldstaubs wurde im August in der Münze von Philadelphia hinterlegt. Die im September eingegangenen Zolllieferungen betragen über 200,000 Doll. Solche Zahlen sprechen allerdings hinreichend für den Aufschwung dieses merkwürdigen Landes.

— Ein Lehrer Boshardt aus dem Kanton Zürich sendet von New-York seinen Landsleuten die ernste Warnung zu, vorherhand mit dem Auswandern nach Amerika innezuhalten. Eine unerklärliche Sterblichkeit auf den Auswanderer-Schiffen (er spricht vom fünften Theil) habe bereits zu Untersuchungen veranlaßt. Die gleiche große Sterblichkeit herrscht auch unter den Fischen; man sieht sie zu Tausenden den Ufern nach todt liegen. — Gleichzeitig berichtet auch Herr Boshardt von den gewaltigen amerikanischen Getreide- und Weizenlieferungen; — ein einziges Haus speidiret 600,000 Zentner, die bis zum Neujahr in Europa eintreffen sollen. Man erwartet zuversichtlich einen Abschlag.

— Ein Korrespondent der Allgem. Ztg. warnt aus La Guayra die Deutschen vor dem Einwandern nach der Republik Venezuela in Südamerika. Von den voriges Jahr durch Vermittlung eines Hamburgerhauses dorthin ausgewanderten Deutschen ist die Mehrzahl dem gelben Fieber erlegen und der kleine Ueberrest im Lande zerstreut.

— Außer dem wichtigen Tunnelbohrer hat man in Nordamerika in jüngster Zeit auch die Erfindung eines merkwürdigen Schwimmer- und Taucherapparats gemacht. Der Apparat besteht aus zwei Hauptbestandtheilen: Der Glocke, die in die Tiefe geht, und einem mit ihr in Verbindung stehenden, an der Oberfläche zurückbleibenden Reservoir mit condensirter Luft. Die Kompression wird durch eine mächtige Pumpe bewerkstelligt, die 4000 Kubikfuß Luft per Stunde pumpen kann. Die Glocke kann beim Auf- und Niedertauchen an jedem beliebigen Punkte zum Stillhalten gebracht werden, so daß sie Steine aus der Tiefe holen und in einer gegebenen Entfernung am Grunde wieder niederlegen kann. Die Schnelligkeit, mit der der Apparat auf- und niedersteigt, die Leichtigkeit, mit der seine Tragkraft gesteigert werden kann, und seine Richtungs-fähigkeit unter Wasser geben ihm bei Wasserbauten eine unberechenbare Wichtigkeit. Man kann mit demselben ein ganzes Flußbett, Stelle für Stelle, untersuchen, Grabungen auf dem Grunde vornehmen, den Grund zu Wasserbauten legen, ohne schwerfällige Krähne zu verwenden, endlich Schwimmer an gesunkenen Schiffen anbringen, um sie in die Höhe zu bringen. Der Taucherapparat hält 10 Personen, hat 4 Fuß Durchmesser im Centrum, wo er am weitesten ist, 8 am oberen und unteren Ende, Bodenöffnung 4 Fuß. Die Klappen sollen sehr feinreich angebracht sein. Unter andern sind sechs sehr verschiedene Vorrichtungen, vermittelt deren die Taucher in einer Minute in die Höhe steigen können.